



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 25.

Sonntag, den 18. Juni 1916.

Erscheint wöchentlich.

Der Fahnenträger.

Erzählung von Elisabeth Jochl.

(Nachdruck verboten.)

In einem Kaffeezimmer stehen achtundzwanzig Bänke. Sie sind braun, vernarrt, und schwarze Lintennetze ziehen melancholisch durch sie hin. Hier wohnen Knaben. An einem riesengroßen Galgen aus Holz schaukelt eine Landkarte. Es ist eine Karte vom höchsten Kriegsschauplatz, die sie ist besetzt mit kleinen schwarz-weiß-roten Fahnen, die den Siegeszug unserer Heere verkünden. Das Hauptbedeutend ist so schwarz, drohend und beutet auf einen strengen Lehrer hin. Neben dem Zintengalgen liegt ein dunkelbrauner Kneifer.

Nun ist es acht Uhr. Eine Klingel schrillt durch das tonnenartige Haus, schwere Portale werden aufgeschoben, und die Schüler stampfen paarweise durch den Treppengang.

Achtundzwanzig Knaben treten in das Zimmer ein, wo neben dem Zintengalgen ein Kneifer liegt. Sie sind vierzehnjährig, aufgeschossen, blond, braun, schwarz, und lustig. Das Zimmer summt von ihren erregten Gesprächen wie ein Glas, in dem sich Insekten gefangen haben. Es sind achtundzwanzig Knaben aus guten Familien, mit silbernen Ähren in den Trenchen, mit Matrosenträgern und grauen engen Joppen. Und sie sitzen an zu denken und sich zu wundern, daß es Dinge auf dieser Welt gibt, wie Krieg, Mord- und Totschlag. Einige unter ihnen heben schon mit erstaunten Augen vor dem Kneifer einer Mädchenleiche.

Aber es ist acht Uhr, und der einsame und gewaltige Schritt des Lehrers kommt zu ihrer Tür. Die achtundzwanzig Knaben werden so still, die Landkarte flattert, die Tinte in dem runden Glas glänzt grün und gelblich — und der Lehrer tritt ein.

Er ist ein junger brünetter Mann, aber in seinen Augen liegt etwas Furchbares, die Erinnerung an irgend einen einzigen Vorfall. Er war im Kriege. Über seinem rechten Auge ist er von einer Kugel gezeichnet worden. Er faunt seinen Helm mehr heuten. Sie haben ihn zu den achtundzwanzig Knaben zurückgeschickt. Und wie er sich an das schwarze Scheitender setzt, gibt es nicht einen einzigen Knaben, der sich nicht vor ihm fürchtet. Wenn er tobt, wenn er lacht — immer entsteht in der Brust ein dumpfes Gefühl.

Die Knaben sagen ihre Lektionen auf, sie sprechen französisch, und es ist rührend und seltsam, diese tröstlichen Lippen die Sprache des Feindes reden zu lassen.

Der Diener klopf und bringt einen Stoß torrigierte Hefste herein. Alle achtundzwanzig Knaben erröten, und das Zeichen des Krieges über dem rechten Auge des Lehrers leuchtet blutig und unheilvoll. Er ruft die Namen auf und sagt laut und deutlich die Note. Einige sitzen verrückt in ihre Bank zurück. Die Note muß sich mit Stimmenschrift vor ihren Ähren an die Wand, sie erfüllt zu Hause neben einem stämmigen Bündel, sie fordert die Strenge des Vaters und die Tränen der Mutter heraus. Der Lehrer ist in diesem Augenblicke der mächtigste Mann. Der ganze Vormittag steht im Zeichen seiner Macht.

Die Stunden schleichen vorüber. Man merkt jetzt ihnen eine Tolle und läßt sie die Anzahl der Staubfäden erraten. Pflanzenanordnungen markieren wie Nischenbäume an ihrem jugendlichen Auge vorüber. Dann wird eine deutliche Arbeit geschrieben. Sie sitzen da und laugen die Gedanken von den tauben Wänden. Sie bemerken die Bänke mit gebemühten Figuren, sie ziehen unruhig ihre Ähren auf und schreiben ein paar armlange nuckelnde Zeilen; denn es sind ja achtundzwanzig vierzehnjährige Knaben, und sie haben zu Hause einen Fußball aus Leder und sehen manchmal den Papierhelm ihrer kleinen Brüder auf...

Der Morgen wird in dieser Weise endlich vorbeigehen. Da beginnen die Glocken der Stadt zu läuten: ein Sieg, ein neuer großer Sieg... Der Diener überbringt den Befehl, daß die Schule geschlossen werden darf. Die Stadt will feiern. Auf allen öffentlichen Plätzen soll heute die Musik spielen. Der Direktor der Schule und andere Männer wollen eine Rede halten, und die Schüler aller Klassen dürfen mit einer Fahne durch die Straßen ziehen.

Das Summen in dem Glaselben ist plötzlich wieder da. Die Knaben zittern, ihre Augen spritzen besoffert, und — wer wird der Glückliche sein, der ihrer Klasse die Fahne vorantreibt?! Sie haben nie in einer Lotterie gespielt. Aber ihr Zustand ist sehr ähnlich, und sie fragen sich krosig und bang: wird das Los auf mich fallen...?

Der Lehrer hält Musterung unter ihnen. Es handelt sich nicht darum, wer die besten Kräfte hat. Unter diesen achtundzwanzig Knaben muß einer sein, der die Fahne verdient. Es ist so still in der Luft. Und nun steht der Lehrer auf und nennt einen Namen...

Der Erwählte, ein auffallend kleiner Knabe, tritt heraus. Seine Augen sind grau. Große schwarze Pupillen schwimmen in ihnen. Sein armer Rücken ist leicht gebogen. Ein Mädchen hat ihn als Kind aus dem Wagen fallen lassen. Er leidet sehr unter seinem traurigen Zustand...

Er ist so bleich, und sein Mund sucht und will etwas sagen. Aber der Lehrer blickt ihn eigenmächtig an, — und er schweigt.

Der junge Fahnenträger geht auf seinen Platz zurück. Er schürmt ihre Bücher aufzulegen. Einer bricht das Schlußbedeutend, und der auserwählte Knabe mit dem leicht getrümmten Rücken lauscht besonnen und gläubig zusammen mit den andern.

Sie nehmen vier Stufen auf einmal. Wählich sind sie wieder frohe Knaben. Es kam nicht über die Fahne tragen! Sie freuen sich auf den schlichten Anzug am Nachmittag, auf die Musik, auf die Reden und auf die Plüsch der Erwachsenen. Sie werden ihre Sonntagsgewänder anziehen und paarweise langsam durch die Offensivität marschieren. Sie sind glücklich...

Nur der Auserwählte achtet still und schen unter ihnen. Aber kaum trennen sich die Beine, so beginnen seine Augen wie zwei stolze Vögel anzukucken. Seine Kniekehlen sind weiß und hoch. Sein Herz rauft durch seinen Körper. Es ist alles so unbegreiflich... gerade er... Wählich soll er die Landesfarben durch die Luft tragen. Er, der nie für die Heimat würde kämpfen dürfen! Man hat seinem kleinen getrümmten Rücken schon so oft weh getan. Dies alles ist so seltsam! Aber nur jetzt nicht darüber nachdenken. Er hat eine Auszeichnung erhalten, und er will sich der Freude darüber hingeben.

Neberall begegnen ihn frohe Menschen. Es ist ja ein großer Sieg. Man hat eine Schlacht geschlagen, und er soll es an der Spitze seiner Klasse verkünden.

Er eilt nach Hause. Die Geschwister haben ihn nie so erregt gesehen. Seine Eltern lächeln ihm auf den Mund, und sein stolzes Verhalten teilt sich unwillkürlich auf ihren Augen mit...

Er ist kaum. In sein Glas wird ein Tropfen Wein gegossen. Er darf mit dem Vater anstehen. Seine Hand schwankt. Und er muß doch heute die große schwarz-weiß-rote Fahne vorantreiben...?

Nach Tisch läuft er in sein kleines Zimmer. Er hat Schmettlinge und Pistolen. In einem Kaffeezimmer eine Kette. Er sieht alle Tiere. Mit sechs Jahren hatte er einen kleinen Jagd. Er ist mit ihm im Park spazieren gegangen, und die Beute haben mit-geleitet. Heute werden sie ihn bewundern, ihn, den Fahnenträger seiner Klasse.

Er zieht sich um. Er reinigt seine Nägel. Der Scheitel seines Haars will ihm nicht gelingen. Endlich ist er fertig. Ein Bild der Rührung folgt ihm von den Eltern. Sie wissen, was über heutige Tag für ihn bedeutet.

Er nimmt die Geltsche bis zur Schule. Er hat Angst, sich zu beschmutzen. Nein und neu will er den Siegeszug antreten. Seine Kameraden erwarten ihn am Hauptportal. Er muß in den Turnsaal des Hauses. Dort stehen die Fahnen in einem Schrank. Der Klassenbieder, der ihn kennt, schneilt ihm einen schmalen Lederzug um den Leib. Er kann die Fahne darauf schälen, wenn er müde wird. Er zuckt nervös zusammen, denn der Schrank hat seine Fahne dumpf zurückgeschlagen. Er erhält seine Fahne...

Alle Glocken der Stadt läuten. Musikpavillonen ziehen vorüber, die Häuser sind besetzt.

An einem großen ersten Gebäude öffnet sich das Portal. Achtundzwanzig Knaben schreiten hindurch, und der erste führt in beiden Händen eine große flatternde Fahne. Die Menschen bleiben stehen, denn der kleine Bomerträger hat so seltsame Augen. Seine Haltung, sein Schritt, sein Gesicht — alles ist ein rührendes Pathos. Er gleicht einem Engel, der in den Gärten des Paradieses blüht...

Alles schaut auf ihn. Die Kameraden sind selbst feierlich bewegt. Es sind Knaben von vierzehn Jahren, aber sie fühlen in diesem Augenblicke deutlich, daß nur er die Fahne verdient hat.

Der Zug schreitet langsam durch die Straßen. Fremde Menschen folgen ihm, ohne zu wollen. Der junge Fahnenträger ist beschattet von der schwarz-weiß-roten Waffe, seine Arme zittern ein wenig, die roten Lippen bebend, der Bomerträger schneilt in die schwachen Hüftgelenke. Aber größer und gewaltiger ist der Gesang seiner Seele. Sie vibriert unter der herrlichen Last, die ihm sein Vaterland geschenkt hat. Dies wird der stolze Tag seines Lebens bleiben. Nie wieder wird er eine ganze Nation in seinen winzigen Händen tragen...

Dieser Gedanke belüftet seine Kräfte von neuem. Seine Muskeln werden flackernd, seine Arme zittern nicht mehr...

Große Straßengängen haben sich neben ihn gekant. Sie wollen sehen, wie der die Fahne dort am Reiterkavalié niedersent. Bieleicht spricht auch einer der hohen Herren ein Wort mit ihm...

Und sie am Ziel. Wie ein Staubring liegt der runde freie Platz in der Ferne. Das Denkmal glänzt. Man sieht einen Marsch. Und die Fahne wird ihm so schwer vor sich. Er muß sich aufrecht halten. Sein Mund preßt sich zusammen. Er atmet tief und froh. Nur noch wenige Schritte... Die Menschen drängen sich jetzt dicht. Und da... mitten im Gewicht fast jemand an seinem Ohr:

„Du Strümpf...!“ Die Fahne knickt vorüber... die großen Bäume schwanken... jemand hat entsetzlich... Und der stolze kleine Knabe mit dem armen gewölbten Rücken bricht erschöpft zusammen...!

Der Traum des Freiherrn von Batoncourt.

Von Erwin Weiß.

(Nachdruck verboten.)

Der See, der bis jetzt wie ein ungeheurer blaßvioletter Amethyst ausgegessen hatte, war ganz dunkel geworden. Drüben bei Pfaffen lag eben das Dampflicht an und der langgezogene glänzende Auf der Sirene heulte wie das Geschrei eines Jabeliers herüber... Ein, zwei weiße Segel verwickelten langsam in der Bucht von Zürichhorn und der Zug der Neckbergbahn froh wie eine große leuchtende Schlange den steilen Weg hinan. Kreischende graue Möwen balgten sich um einen schwarzen, schmutzigen Nesselberger, den die Wellen des Sees auf den grobfeligen Grund geschleudert hatten. Am Tracaberg war Stauzert und von Zeit zu Zeit trug der Westwind verwehte Klänge zu mir herüber... „Batoncourt — Baron Batoncourt?“ lagte der dicke Porrier des Hotel Baur au lac in seinem herben Schwagerbüchli zu mir, ich wick nicht — losse Sie mich emol wege...“ Aber der kleine blonde Pfiffohn, der eben vorüber-ante, rief: „Batoncourt — Baron Batoncourt?“ Dann glitt er mit mir in dem ledergewollten Aufzug in den zweiten Stock hinauf...

Als ich in das Zimmer dreißig trat, sah Batoncourt beim Fenster und starrte auf den See hinaus. Als ich auf ihn trat, wandte er ein wenig den Kopf. Ich erschrak. Wie furchtbar hatte er sich im Laufe eines Jahres verändert. Das früher so hübsche lebensfrohe Gesicht war schmal und grau geworden — die blauen Augen dunkel umrandet — die ehemals strahlende und hohe Gestalt gebeugt — ein alter, müder, gebrochener Mann lag da vor mir. Er schien zu bemerken, was in mir vorging, denn der Schatten eines Nihilismus glitt über sein Gesicht: „Ich ahne, was Sie denken, Herr Doktor. Es muß Ihnen etwa so summe sein wie einem, der einen schönen, stolzen Bau in der Erinnerung hat und bei seiner Rückkehr eine Ruine wiederfindet. Einen elenden Trümmerhaufen. Es ist lieb von Ihnen, daß Sie zu mir kommen. Woher wußten Sie...? Ich stammele etwas von „An der Fremdenliste gelesen“ und „Alter Freundschafft“. Er nickte müde: „Es ist Ihnen bekannt...“

„Ja, deshalb konnte ich auch. Ich wollte Ihnen mündlich mein herzlichstes Beileid aussprechen, Baron.“ Er sagte meine Hand und preßte sie so heftig, daß es mich schmerzte.

„Sie haben sie gekannt“, sagte er leise, „und sie hat viel von Ihnen gehalten. Erinnern Sie sich noch an jenen Abend, als Sie uns beiden Ihre Gedächtnisreden am Kahlenberg droben. Mai war es, Mai...“

„Früher blühender Mai. Und die Waldmeisterblüte so süß... Nun ist es Herbst geworden. Alles, alles ist tot...“

„Er ließ sich wieder in den Sessel zurückfallen und schlug die Hände vor das Gesicht. Dies feinen, schlanken, aristokratischen Hände mit dem bläulichen Geäder. Ich warf einen flüchtigen Blick auf den Tisch, der neben ihm stand. Bücher lagen unordentlich über die dunkelrote Büchertische verstreut und ich konnte die Namen einzelner Autoren lesen: Du Prel... Haffner...“

„Wie kam Batoncourt zu dieser Rekläre? Suchte er aus der Trost über den Tod seiner Freundin zu schöpfen? Er, der früher jedes Gespräch über Spiritismus ein leichtes steifes Lächeln entlockte? Als ich aufstand, bemerkte ich, daß sein Blick furchend auf mich gerichtet war. Ich konnte eine leichte Verwirrung nicht verkennen. Mir war, als hätte er mich bei etwas Ungehörigem ertappt. Er schien meine Verlegenheit zu bemerken.“

„Sie wundern sich über mich“, sagte er, „wie sich alle wundern. Ich, der unerbittliche Gegner aller Theorien von übernatürlichen Dingen bin bekehrt. — Jemand, bekehrt? Ich bin in einem eigenartigen Ton binzu, wie ihn Kinder annehmen, die genau wissen, daß sie im Unrecht sind, aber dennoch beweisen wollen, daß sie recht haben.“

„Und was hat Sie denn auf einmal bekehrt?“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, trotzdem ich gleich darauf diese Frage als Indiscretion empfand. Einige Augenblicke sah er mich wortlos an. Dann nahm er sein schmales goldenes Argirentent, das mit einem kleinen Wappen geschmückt war, aus der Tasche seines Traueranzuges und reichte es mir über den Tisch.

Schwiegend blickte wir und rauchten. Die duftenden Rauchwolken glitten wie blaßblaue Seidenbänder zur Zimmerdecke empor, verflochten sich ineinander, lösten sich auf und schienen sich manchmal wie eine dünne Wand zwischen uns zu legen. In dem weißen Kamin neben der Tür prasselte ein Feuer. Tropfen der Oktoberabend nicht kalt war, schien der Mann mir gegenüber zu frieren. Von Zeit zu Zeit schüttelte ein leichtes Frösteln seines abgeherrten Körpers. Endlich war er mit seiner Jagarette zu Ende und drückte sie in den bronzenen Nesselberger, wobei ich bemerkte, daß seine Hand leicht zitterte. Und dann begann er zu sprechen. Mir verklärter, einziger Stimme, wie Man schien, die ein und dieselbe Sache schon oft und oft erwähnt haben:

„Sie kannten Vera. Sie haben sie ja auch geliebt...“ Ich fühlte, daß ich glühend rot wurde. Er hatte ja recht. Ich hatte sie geliebt, diese rätselhaft graunähe Kuffin mit den puppenhaften graßhörnigen Gestalt und den weißen breiten Fäden zwischen den rubinroten Lippen. Niemand wußte, wer sie war und wo der Baron sie kennen gelernt hatte. Aber an dem Tage wo Franconi und ich sie zum erstenmal mit ihm in der Burgtheaterloge gesehen hatten, sagte der zu mir: „Sie ist kein Verhännt.“ Und er hatte recht behalten.

Wachsam machte ich eine abwechselnde Handbewegung. Batoncourt schüttelte den Kopf. „Wann festigten Sie es? Es ist ja keine Schwärze. Man muß sie ja lieben. Sie war so gut so schön, so wundervoll...“ Ein Engel. Sie haben gesehen, daß ich sie verlor. Ein Unfall, nicht wahr? Das glauben Sie, mein Gott! Ein Nichts, ein Nippselchen... Wem es das gewesen wäre! Aber das, das! Und es hätte nicht geschehen müssen. Nein, nicht geschehen müssen.“

Der Baron machte eine kleine Pause. Schwer sank sein Kopf auf die Brust. Als er das Gesicht erhob, schien es mir noch bleicher und eingeklemmter als vorher. Dann sprach er weiter: „Vera fühlte sich damals nicht wohl. Damals in Wien, Reiter,“

legte der Arzt, reifen sollte sie. Wir reisten am nächsten Tage. Station — Afrika — Sie kennen die übliche Tour. Eisenbahn — Schiff — Eisenbahn und wieder Jodel. Es strengte mich fürchterlich an, aber es wollte immer mehr, immer weiter. Endlich kam die Küstrefle. Lieber Marjelle, noch heute. Wie früher, wieder ganz gesund zu sein. Die Wägen waren, wie früher, voll und rosig, die Augen spritzten. In Paris machten wir ein Station. Warum nur? Ja, warum? In Sie wollte es so. Sie wissen ja — wenn sie etwas wollte ... Da gab es einfach nichts. Und dort — dort ... Wir stiegen in dem kleinen Hotel am Boulevardplatz ab, in dem ich schon vor zehn Jahren gewohnt hatte, als ich noch bei der Hofkapelle war. Der Name — doch das ist ja so gleichgültig! Wir waren am Tage unserer Ankunft beide müde von der Reise und gingen zeitig ins Bett. Es war jetzt elf Uhr, als ich in meinem Zimmer das Licht ausbreitete. Ich hatte — ganz gegen meine sonstige Gewohnheit — noch gelesene Bücher, die nicht mit Zente, sondern mit Blut geschrieben zu sein schienen. Mit einem in Blut getauchten Messer. In jener Nacht träumte ich ... Glauben Sie, Doktor, daß Zume nichts mit uns zu tun haben? Daß sie nur etwas ganz Trauriges, Beteiligtes sind, das dem Tageslicht nicht standhalten kann und wie Nebel in der Sonne zerfließt?

Ich nickte: „Sie hängen mit anderem Souper zusammen.“ Aber gleich darauf ärgerte ich mich über diese dumme Bemerkung, die den Baron sichtlich verletzt haben mußte. Er schien es jedoch gar nicht abzugeben. „Ich träumte es“, sagte er zu ertränen fort, „daß ich mit Vera in eine große schwarzverputzte Halle getreten sei. Ein Mann in dunkelbrauner Livree begrüßte uns mit einer Verbeugung und wendte dann mit der Hand. Hauptsächlich stand eine schwarze Truhe vor uns, deren Deckel der Fremde öffnete und Vera mit einer Verbeugung aufforderte, sich hineinzusetzen. Während gehörte Vera und der Mann schloß den Deckel wieder. Angstvoll rüttelte ich daran, presste die Nägel in das Holz — er ging nicht auf. Und auf einmal schwebte die Truhe in die Höhe. Langsam — ganz langsam, lautlos — ganz lautlos ... Ich schrie auf und — erwachte. Die Augen schienen hell in mein Bett und vor der Stirne schloß verworrenes Gefüge heraus. Und das Gefüge die hellen Stimmen der Gamelots: L'in — Negro — l'in!“

Sie kennen ja auch den durchdringenden Ruf der Pariser Zeitungsvorfächer. Doch immer ganz benommen von dem unheimlichen Traum machte ich Toilette und ging ins Café Nido, wo Vera mich schon erwartete. So schön sah sie aus — so wunderbar schön. Sie trug ein graues Kleid und hatte einen großen duftenden Strauß dunkelblauer Rivieravocillen angeheftet. Als ich ihr meinen Traum erzählte, lachte sie wie ein kleiner Kobold. Dann fuhren wir in den Louvre. Unsere Andacht vor dem Venus von Milo verriet, sagte Vera. „Als wir zum Diner ins Hotel zurückkehrten, trat der Mann, der den Aufzug bediente, auf uns zu. Zum erstenmal sah ich ihn näher ins Auge. Diele dunkelbraune Livree — wo hatte ich sie nur schon gesehen. In Rom — inairo — in — auf einmal mußte ich es: Heute nacht im Traum! Und jetzt — jetzt — dieselbe Handbewegung, wie — der andere. — Ich wollte Vera zurückhalten, sie aber war schon leichtfüßig in den Lift gesprungen, der Bediente folgte ihr, und langsam — langsam — lautlos — lautlos — schwebte — der — Aufzug — hinauf. Wie angewurzelt stand ich und wartete. Wußte, daß sich im nächsten Augenblick etwas Furchtbares ereignen würde. Ein alter Amerikaner, der neben mir stand, sah mich ganz erschrocken an. Meine Glieder waren wie erstarrt. Ich konnte mich nicht rühren. Da — jetzt kam es. Ein Schrei — ein Schrei — ein Schrei — zwei erschütternde Schreie — ein dröhnender Fall ... Ich erwachte in einem weißgeputzten Zimmer der Charité. Eine Köchin in der Tracht der Schwestern vom Herzen Jesu sah an meinem Bett. Ich fragte lallend nach Vera — sie legte den langen weißen Finger auf die bloßen Lippen. Und dann erfuhr ich es vom Arzt, einem freundlichen alten Herrn mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch. Der Aufzug war abgelaufen. Vera und der Hotelbediente tot — Und ich — ich ...“

Der Baron schwiegen und starrte vor sich hin. Die Augen waren weit aufgerissen, als ob er etwas namenloses Gräßliches gesehen würde. „Gestern war ich bei Professor Meuler in Burghölzli draußen“, sagte er endlich mit heiserer Stimme. „Der achte Psychiater von Zürich, den ich konsultierte. Aber seiner kann etwas helfen. Alle zuden sie die Pfaffen ...“

Nun sind es gerade vier Monate, daß ich auf das Grab des Freiherrn Georg Rupprecht von Batoucourt auf dem Montmartre einen Kranz weißer Rosen gelegt habe.

Kleine Bilder vom Krieg.

Von Max Geiger (s. 3. im Feld).
(Nachdruck verboten.)

Immlen der Front.

Es dunkelt allmählich. Wir verlassen den Unterland unseres Schützengrabens; liegen in gebückter Stellung in der Hofweg ein, seine Lösung als Deckung gegen die herumpfenden Geschosse nehmend. Es ist ziemlich ruhig. Das Feuer des Feindes scheint zu schweigen. Im recht schnell zu unserer Festung zu gelangen, gehen wir quer über den im Dunkel liegenden Aker.

Wir sind inmitten der Front; im Rücken liegt unsere vorgeschobene Batterie, vor uns offenbar die Stellung unserer Artillerie. Rings am Horizont blüht und prasselt es auf. Leuchtende Karren steigen empor, Sterne entfliehen, um plötzlich zu verschwinden; Scheinwerfer arbeiten. Wie von geisterhaften Toten Händen wird das Schlachtfeld von Licht durchwühlt. Sie wühlen und wühlen, bis sie Ziele gefunden; die halten sie und geben sie nicht mehr los. Am blendenden Baum ihres Lichtes ergießt sich der tödliche Eisenstrom auf den Fund und — Gott sei gnädig dem, dem es nicht rechtzeitig gelingt, ihrer Hölle entkommen zu entgehen.

Wir schreiten geschäftig vorwärts, uns bei jeder Leuchtflut in Boden werfend. So fährt wir ein gutes Stück weiter gelangt. Dort hielten wir bald der Anstalten liegen, der zu unserer alten Stellung führt. Lautlos geht es vorwärts. Da, was ist das? In unserer Rücken plätsch eine Granate, dort dicht vor uns mehrere; links toben. Wir werfen uns auf die Erde. Rauch und Donner ist umher. Immer näher werden sich die leuchtenden Führer; immer enger schließt sich der Eisenring. Anbrüllend hören wir. Dort rechts laut es heran in verderblich bringendem Flusse. Granate auf Granate, vor unserer gehendeten Augen die Erde furchend. Noch links gibt es vielleicht noch Bewegung. Auf dem Bauche kriechen wir davon, vom grauen Gefang der Geschosse erfüllt, verniert vom Schein der herumschweifenden Führer. Dort hinten ist noch Dunkel; zu Lude ermetet schloßen wir uns hinein und harrten des Weiteren. Noch facht in einiger Entfernung das Schlachtfeld in bannender Hoffen herum, noch bebzt der Boden uns im Gestalt der zerplatzten den Geschosse. Das Feuer wird ruhiger, die Lichtflände ziehen sich zurück.

Der Himmel ist klar. Noch stehen die alten Sterne. Noch leben wir; 14miegen uns mit Inbrunst auf die große Gefährerin

Erde. Heber uns heult weiter das eiserne Wort vom Tod. Welche Hölle auf Erden! Welch Zorn und welche Eifermassen bereit, aufzulösen und abzuheben?
Von ferne hören wir Geräusche wie Wagenrollen. Da hinten müssen unsere Stellungen liegen. Wir lauschen atemlos. Rings lugen die feurigen Augen der Front aus an, Verderben drohend. Dort rechts im schweigenden Nebel offenbar steht unsere Artillerie. Beschleunigen wir weiter; gelangen in den uns bekannten Laufgraben und fühlen uns sicher, getarnt von der eisernen Umfassung des Schlachtfeldes: vom Tode.

Das Fellozarett.

Am Fellozarett offenbar sich noch einmal der moderne Krieg: der Krieg der Wägen in Waffen. In seine riesigen, stets der Auffüllung bedürftigen Reservoire fluten immer neue Menschenmassen hinein, tausend und abertausend Träger der gesunden Volkstraft, zu Tod und Verbrennung; stuten hinaus — sich, sterbend — zur Gelandung, wenn noch möglich.

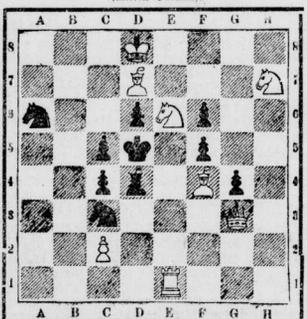
Das Fellozarett fordert, organisiert; es bringt Tod, es bringt Heil. Was gilt ein Menschenleben in solcher Zeit. Hier gilt es alles. Als einziges Individuum nur ist der Mensch als ein Kostbares aber muß er erhalten werden als Teil der Mittelsmasse für den einen Zweck: den Kriegszweck. Wie der Krieg nur eines Zweckes wegen, ist auch der Mensch nur noch für diesen Kriegszweck da. Von neuem widerstandsfähig, kriegerisch zu machen, ist daher die höchste Aufgabe des Fellozarett.

Durch Massen aufgeschleppter Tragbahnen bahnen wir uns den Weg. Vom Hofe des Fellozarett fährt Wagen auf Wagen voll Vermundeter davon, dem nahen Bahnhof zu. Denn immer neue Scharen Verwundeter treffen ein, die nun hier vorläufige Aufnahme finden sollen. So wird die Mehrzahl der Transportfähigen in die Heimat abtransportiert, und nur die Schwerverwundeten bleiben im Heile.

Und gehunden. Und sterben; sterben meist stummend — das Opfer einer gigantischen Heftatome an den modernen Mafod: Krieg. Denn was der Antite der allmähliche Höhe, gilt der Arbeiter, der Krieg: das W U — Mittel zu einem Zweck.

Schach.

Bearbeitet von Max Weiß.
Aufgabe Nr. 2182
von J. C. Campbell
(älteren Datum).



Weiß steht und legt in drei Zügen matt.
Weiß: Kds, Dg3, Tel, Ldt, Ld, Sds, h7, Bc2.
Schwarz: Kds, Lds, Sds, c3, Bds, c5, d5, f5, h6, g4.

Nachstehend bringen wir eine hübsche Partie aus dem Wiener Treibbüchlein 1915.

Partie Nr. 2181.
Abgezeichnete Damenpartie.
1. d2-d4 d7-d5
2. c2-c4 e7-e6
3. b1-c3 c7-c5
4. e4xd5 e6xd5
5. Sg1-f3 Lf8-e7
6. g2-g3 Sg8-f6
7. Lf1-g3 O-O
8. O-O Sd8-c6
9. Le1-g5 Lc8-e6
10. d4xc5 Lf7xc5
11. Sd3-e5 c1-c7
12. Sd3-d4 h7-h6
13. Le5-e3 Sf6-g4
14. Sd4xc6 f7xe6
15. Lg2-h3
Vorarbeiten war 15. Lf4.
16. Lh3xe6+ Kg8-h8
17. Lf2xe3 Lf7-g5
18. Sc3xd5
Man vergleiche 15. Txb7, Dxb3, 19. Sxd5, Dd6.
20. Dd8-d6
19. Le6-h3 Td8xh1+
20. Kglxh1 Ta8-d8
21. Lh2-g2 Sc7-f7
22. Lh4-h4 Sd7xd9
23. Lg2xd5
Auf 23. Dxd5 würde Td8+ folgen.
24. Tc1-c3 Dd6xc3
25. Tc3-c6 Dg3xc6
26. Dd1-b3 Dc3-f4+
27. Ld5-f3 Dd4xd4
28. Lf5xb7 Ta8-b7
29. Dd3-e3?? Td8xb7

Aufgaben.
Eine hochinteressante, letzte Partie!

Das Gojspiel.

Es ist eine wirklich eigenartige Erscheinung, daß unter den zahlreichen Anfragen, welche die uns bezüglich der verschiedenen Brettspiele hauptsächlich aus den Kreisen unserer trauen Feldbraven einlaufen, sich niemals eine solche über das älteste, verbreitetste und zeitloseste aller Kombinationspiele, das Go, befindet. Wir finden dies um so sonderbarer, als gerade dieses bodorigste, überaus spannende Brettspiel infolge seiner einfachen Spielregeln sehr leicht und sehr schnell erlernbar ist. Allerdings das Go stammt von den Japanern; aber denn wir lo energetisch sein wollen, kein Spiel zu kultivieren, welches von unseren derzeitigen Gegnern herührt, dann dürfen wir auch folgerichtig keine Spielart in die Hand nehmen; denn diese ist, wie bekannt, eine japanische Erfindung.

Als der Japaner wird bei uns sicherlich niemand abhalten, sich mit dem Go näher zu befassen. Aber aber dann die Unkenntnis eines lo etwaig schönen, kombinationsreichen Spiels? Galt will es uns scheinen, als ob die meisten keine rechte Besugs-

quelle des Go kennen. Wir glauben daher unseren Freunden in den Schützengräben eine angenehme Mitteldung zu machen, wenn wir sie auf das im Verlage von Otto Walter in Ravensburg erscheinende, sehr hübsch ausgestattete Gojpiel, dem überdies eine sehr leicht verständliche Anleitung beiliegend, verweilen. Der Preis des handlichen Spielsets ist lo nicht höher (1,30 Mk.), lo daß wir es auch nach dieser Richtung empfehlen können. M. W.

Sandbuch des Schachspiels von R. von Biliauer (s. 2. Aufl.). Aufst. von Carl Schlechter unter Mitwirkung sachmänniger Autoritäten neu bearbeitete Auflage. Zehnte Auflage. Verlag Zeit u. Co., Leipzig. Preis 2,40 Mk.

Die ersten zwanzig Seiten der eben erschienenen 10. Fieberung des großartigen Monumentalwerkes, welches in der ganzen Schachliteratur nicht Überburtig auf Seite gestellt werden kann, enthält den Inhalt der Spielregeln an, welche bestimmt sind von dem großen, unerschütterlichen Theoretiker Carl Schlechter behutsam ausschließlich bearbeitet worden sind. Bearbeitet werden hier — und zwar in überaus großzügiger, streng wissenschaftlicher Weise — die weniger gebräuchlichen Fortsetzungen der Damembauernerrinnung, welche durch eine Reihe hochinteressanter, inaktiver Partien auf das glänzend illustriert wird, sowie in der naturgemäß nur kurz geratenen dritten Gruppe die „Berühmtesten Spielanfänge“ (1. e2-c3 — 1. e2-c4 — 1. f2-f4 — 1. Sg1-f3 usw.). Alle positiven Resultate, welche die Analyse auf diesen Gebieten zu verzeichnen hat, sind auch hier gewissenhaft und überflüssig bearbeitet. Jetzt, da die gewaltige Arbeit, welche Schlechter in den letzten publizierten 10 Fieberungen auf dem immensen Gebiete der Schachtheorie geleistet hat, in kühnster Vollendung vor uns liegt, dürfen wir dem Wiener Großmeister zu seiner sachliterarischen Großtat mit aufrichtiger Begeisterung gratulieren.

Mit Seite 887 beginnt das zweite Buch des Werkes, nämlich das Endspiel. Dasselbe ist, wie schon bemerkenswert in den Vorarbeiten mitgeteilt wurde, ausschließlich nach Herrn Reitergerats Soloman Berger in Gros bearbeitet worden. Für die Schanlung dieser schwierigen, subtilen Materie hätte wohl kaum eine geeignete Persönlichkeit gefunden werden können, als der berühmte Verfasser der „Theorie und Praxis des Endspiels“, eines Werkes, das bis auf den heutigen Tag in der Schachliteratur einzig da steht; sein reiches Wissen und seine frische Veranlagung boten im Vorhinein volle Garantie, daß auch er seine Aufgabe musterhaft lösen würde. Und in der Tat, was von seiner Arbeit bis jetzt vorliegt (etwa ein Drittel, den Rest wird die 11. letzte Fieberung bringen), übertrifft unsere bisherigen Erwartungen; denn eine lichtvollere, übersichtlichere Darstellung der einschlägigen Fragen kann man sich nicht auf vorstellen. Bearbeitet sind bisher: Veränderte Steine gegen den entbitterten König (erster Abschnitt). Die Dame gegen verschiedene Figuren (zweiter Abschnitt). Die Dame gegen verschiedene Figuren (dritter Abschnitt). Wir werden darauf noch im einzelnen zurückkommen.

Preis-Rätsel.

Rätselsprung.

die	dir	zum	bezu	ter	ehr	uig	lai
du	land	voll	land	ches	da		
schne	land	wohl	und	er	ter		
fürs	dir	heir	reit	re	ruhm		
beuth	te	ten	hell	tum	uns		

Vaxierbild.



Wo ist der Dackel des Herrn Major?

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 24:

I	D	E	N	G	E	N	G	M	E	N	R	T	E	R
B	B	B	R	L	I	N	I	N	T					
S	D	N	A	D	I	F	I	U	E	D	N	U	D	

Richtige Lösungen fanden reitweise ein:
Aus Halle: Meise Kroppenfeldt, Käthe Bretter, W. Dietrich, Silbergard Ebel, Heinz Hartmann, Ehrhard und Alfred Hartmann, A. Zahn, Rita Bachmann, Fritz und Kurt Vinte, Ehrliche Wimmer, Hans Müller, Elsa Hüb, Fritz Müller.
Aus w a r t i e: Hugo Brüder-Merfeldt, Frau C. Wintner, Neufuß, A. Knoll-Staub.
Freie erhielten: Meise Kroppenfeldt, und: „Im Katschhof von Wolf v. Sedensterna, und Hugo Brüder-Merfeldt, und: „Im Schloss zu Seidberg“ von E. Hartner.

Rätselösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittag in unserer Druckgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfiehlt es sich, das Alter des Einbringers anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.